

gert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen, die von Cüstrin und Colberg, die Oesterreicher, die von Meisse und Dresden, und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück gewendet, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundesgenossen kein Feind mehr in Schlessen, in Sachsen, in Brandenburg und in Pommern, so wenig wie in Hessen und im größten Theil von Westphalen zu finden war.

S e c h s t e s B u c h .

(1759.)

Der Französische Hof hatte unter seinem neuen Minister, dem Herzog von Choiseul, der mit lebhaftem Eifer an der Fortsetzung des Krieges arbeitete, das Jahr 1758 (30sten December) mit einem neuen Allianz=Tractat beschlossen. In demselben Monat war auch zwischen England und Preußen die neue Convention zu Stande gekommen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Subsidiens=Gelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel hatten sich beide verbunden, weder einen Separat=Frieden, noch ohne beiderseitige Zustimmung einen Waffenstillstand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß sowohl in Petersburg, um den Haß der Kaiserin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Constantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffenstillstandes mit Oesterreich, den Thron der Osmanen bestiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu halten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dänemark ein Bündniß geschlossen, um allen fremden Kriegs=Flotten den Durchzug im Sund zu verwehren.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf sich, als der gegenwärtige. Es war dabei merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menschen, bei einem ungleichen Kampf sich für den

Schwächern zu interessiren, Preußen allenthalben Anhänger erwarben, und dies in Ländern, wo man sich zuvor um diese Monarchie gar nicht bekümmert hatte, und ihre Existenz nur aus der Geographie kannte. Die Spanier, die mit allen Kräften ihres großen Reichs nie die Hälfte der Truppen in's Feld stellten, die der, durch den Umfang und den Reichthum seiner Staaten sehr beschränkte, König Friedrich seinen Feinden jetzt entgegen führte, waren nie theilnehmender an Deutschlands Fehden als jetzt, um dies ihnen unerklärbare Räthsel zu ergründen. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde satyrische Denkmünzen. In Neapel war man wegen des unerwarteten Ausgangs eines jeden Feldzugs, ja fast jeder Unternehmung gegen Preußen, so betäubt, daß die große Entfernung der kriegenden Heere, die Alpen, und alles andere aus dem Gedächtniß der Neapolitaner verschwand. Sie hielten es nach allen jetzt erlebten militairischen Phänomenen nicht für unmöglich, den Krieg in Italien, und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Besuvs zu sehen; daher die Truppen in diesem Königreich vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verstärkt wurden.

So sehr aber auch die Thaten Friedrichs und seine Standhaftigkeit im Unglück ihm allenthalben Anhänger und Bewunderer erwarben, so hatte er doch eine Menge Privatfeinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu schaden suchten. Die Preussischen Provinzen, so wie Sachsen, waren voll von Spionen. Man ließ deren in der Kursächsischen Hofliverei gekleidet nach Dresden kommen, wo sie von den vornehmsten Personen unterrichtet, und dann wieder fortgeschickt wurden. Der Zufall aber entdeckte die wichtigsten der darauf gegründeten Anschläge. Der Sächsische Minister, Graf Wackerbarth, hatte ein Verständniß mit Friedrichs Feinden, das entdeckt wurde; da man dann diesen Minister auf die Festung Custrin brachte, nach einigen Monaten aber wieder in Freiheit setzte, unter der Bedingung, sich nach Polen zu begeben. In Zerbst befand sich ein Französischer Kundschafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof schützte, und der auch auf dem Fürstlichen Schlosse wohnte. Friedrich verspottete diesen unüberlegten Schutz, ließ ihn abholen, und nach Magdeburg transportiren.

Die Preussischen Truppen waren nie thätiger als diesen Winter. Heinrich rückte, trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge, und der ungangbaren Wege, die andern Soldaten unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, in Böhmen ein, forcirte die Pässe, und zerstreute die feindlichen Truppen. Hülsen fand bei Kommotau den Oesterreichischen General Reinhardt auf einem Berge verschanzt; er griff ihn an, und nahm sein ganzes aus 2500 Mann bestehendes Corps gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülsen wandte sich darauf nach Saaz, und der Prinz Heinrich nach Budin. Hier, so wie in Lowositz und Leutmeritz, nahm man alle Magazine weg, die eine Armee von 50,000 Mann auf fünf Monate mit Brod, und 25,000 Mann Cavallerie über einen Monat mit Fourage hätten versorgen können. Dieser ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neu erbaute Brücke vernichtet, und hundert funfzig Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saaz setzten die Oesterreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte.

Auch gegen die Reichs-Truppen wurden von Sachsen aus Diversionen gemacht. Prinz Heinrich rückte selbst in Franken ein, und schickte verschiedene Corps aus, um vorwärts zu dringen. Diese vertrieben allenthalben die aus so vielen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Executions-Schaaren, deren militairische Verfassung, Disciplin, und sehr geringfügige Thaten, in diesem thatenvollen Kriege, einen sonderbaren Contrast mit den großen Deutschen Heeren machten, welche die Augen der Welt auf sich zogen. Ihre jetzige Flucht ging von allen Seiten nach Nürnberg, wo sich ihre Haupt-Armee in einem unangreifbaren Lager befand; sie geschah mit großem Verlust, und der Gefangenen wurden immer zu Hunderten gemacht; dabei büßten sie eine Menge Bagage, Fahnen und Kanonen ein, und auch ihre Magazine, die sie im Bisthum Bamberg an mehreren Orten angelegt hatten, wurden vernichtet. Das Magazin in der Stadt Bamberg setzten die Reichs-Truppen selbst in Brand. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf sich, und der General Knoblauch wollte sie in Besitz nehmen, allein einige tausend Oesterreicher, größtentheils Kroaten,

hatten nicht Lust sie zu verlassen. Dies veranlaßte ein Gefecht in den Straßen, mit dem gräßlichsten Geschrei vergesellschaftet, wobei die friedliebenden Einwohner sich in die Keller verkrochen. Kein Mensch ließ sich sehen; die Stadt schien ausgestorben zu seyn, daher einige offenstehende Kramläden geplündert wurden. In wenig Stunden aber waren die Oesterreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequerten sich zu starken Contributionen, und für die Summe, die sie nicht gleich baar erlegen konnten, gaben sie Wechsel. Der Kaiser annullirte sie zwar, da die Stadt aber vor einem künftigen Besuch von den unternehmenden Preußen nicht sicher war, so beschloß sie weislich, die Wechsel zu bezahlen. Es befanden sich in Franken mehrere kleine Oesterreichische Corps, die man zurücktrieb. Erfurt wurde durch Capitulation erobert, und mußte eine Brandschatzung von 100,000 Reichsthalern erlegen.

Bei Kronach wurde der General Riedesel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg so wie andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf diesem Zuge hinkamen, wurden in Contribution gesetzt. Alles glückte, nur nicht die Absicht des Prinzen Heinrich, die Haupt-Armee des Reichs selbst zum Treffen zu bringen.

Ein anderes Corps Preußen fiel in Mecklenburg ein. Dies Herzogthum war auch eine von Friedrichs Hülfquellen. Der Herzog hatte seine Schwäche und die Stärke seines mächtigen Nachbarn gar nicht berechnet, und war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen zu erklären, den er haßte, und schon vor dem Kriege gräßlich beleidigt hatte; er gab zuerst seine Stimme, ihn als einen Reichsfeind zu behandeln, und so trat er an die Spitze der auf eine Nichts-erklärung dringenden Fürsten, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch seinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft schien; dabei schmeichelte er sich, an der Seite des Stärkern, mit großen Vortheilen; aber an deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin von der Natur wenig begünstigten Landes. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Sünden

ihres Herzogs hart büßen. Keine von allen Provinzen, wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen so grausam behandelt, als dies von dem gesüchteten Regenten ihnen überlassene Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, aus welchem die Menschen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen.

Die durch Eigenthum, politische Verhältnisse, Unentschlossenheit und andre Ursachen Zurückbleibenden, fühlten daher den eisernen Druck des Krieges desto stärker. Unter andern mußte dies Land in den sieben durch Verheerung bezeichneten Jahren, außer der großen Menge Fourage und Vieh, 16,000 Rekruten und zwei und vierzig Millionen Thaler Brandschatzung liefern. Alles dies wurde mit einer empfindenden Strenge eingetrieben. Man setzte die Magistrats-Personen bei Wasser und Brod gefangen. In Güstrow diente die Pfarrkirche zum Kerker für die zusammengeschleppten Rekruten, wo sie immer viele Wochen lang eingesperrt lagen, bis man sie zur Armee abführte. Die unglücklichen Einwohner, von ihrem Herzog zum Haß gegen die Preußen gestimmt, hatten davon wiederholte Beweise gegeben. Jetzt wurde er durch Rache vergolten, wobei der Contributions-Commissarius, zu dieser Art Geschäften so wie der Französische Joulon von der Hölle eingeweiht, oft zu sagen pflegte, daß, wenn er noch einen Tropfen Blut bei sich spürte, der von Barmherzigkeit zeigte, er ihn abzupfen lassen wollte. Man zerfährte, was man nicht fortbringen konnte; selbst die Betten der armen Einwohner wurden aufgeschnitten, die Federn in die Luft gestreut, und den Winden übergeben. Ein rührender Brief der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich, worin diese Greuel in ihrer Nachbarschaft geschildert waren, hemmte die Fortsetzung derselben, und war die erste Veranlassung, die Brieffstellerin auf den Brittischen Thron zu erheben.

Die Preußen behielten diese Provinz nicht in beständigem Besitz so wie Sachsen; dagegen machten sie hier desto öfter wiederholte Einfälle. Jetzt verfahren sie auf Friedrichs Befehl mit mehr Mäßigung; es war aber Krieg, und folglich konnte man von den Feinden nichts Gutes erwarten; sie nahmen Schwerin weg, zwangen die junge Mannschaft,

sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande, zum Soldatendienste, und erpreßten große Contributionen.

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Der General Dohna kam schon in den ersten Tagen des Januars mit einem Corps aus Sachsen in Pommern an, um diese Feinde, die hier der Preußen Abwesenheit durch die Besitznehmung größtentheils offener Städte benützt hatten, wieder zu vertreiben. Es gelang ihm auch durch die Thätigkeit und den Muth der unter ihm commandirenden Generale, Platen und Manteufel. Damngarten, Wolgast und andere, von den Schweden besetzte, Derter wurden ihnen nun sehr geschwind wieder abgenommen; die Städte Anclam und Demmin aber förmlich belagert und erobert. Die letztere Stadt hielt sich nur zwei Tage, die erstere etwas länger. Man machte in beiden 2700 Gefangene, und eine große Beute an Geschütz, Munition und Proviant. Der Verlust der Schweden war dabei sehr beträchtlich, in Rücksicht auf die Entfernung ihres Landes, und auf die vielen Hindernisse, die sie in Stockholm zu bekämpfen hatten, um mit den nöthigsten Kriegsbedürfnissen versehen zu werden. Diese mannigfaltigen Operationen der Preußen in Pommern, und die völlige Wiedererinnahme der von den Schweden bisher besetzten Provinz war das Werk einer einzigen Woche. Stralsund wurde nun von neuem berennt.

Alle Provinzen Süd=Deutschlands, durch schlechte Festungen wenig gesichert, und ihrer Soldaten beraubt, lagen nun den Preußen nach ihren glücklichen Progressen in Franken offen. Der Erbprinz von Braunschweig war mit 12,000 Mann von der alliirten Armee zum Prinzen Heinrich gestoßen. Die Reichs=Truppen flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zweibrücken, lag dem Herzog von Broglis dringend um Hülfe an. Das Glück zeigte hier den Preußen angenehme Aussichten; allein Heinrich, von dem Könige, seinem Bruder, durch einen Raum von sechzig Meilen getrennt, mußte die Verfolgung aufgeben, um das schwach besetzte Sachsen zu decken, in welches die Oesterreicher mit Macht eingefallen waren; er zog daher seine siegreichen Kriegshaufen zurück.

Die Russen hatten sich indessen in Polen zusammengezogen, und bedroheten die Preussischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu thun fand, mit einem starken Corps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Es gelang ihm, die feindlichen Magazine in Bromberg, Rogosno und Inin zu vernichten; allein sein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, und da er den Feind hier nicht dazu bringen konnte, so richtete er seinen Anschlag auf Posen, wo sich das Haupt-Magazin der Russen befand. Diese Stadt aber war mit einer guten Verschanzung umgeben, und von einem starken Corps besetzt, zu dessen Verstärkung noch mehr Truppen im Anzuge waren. Der Entwurf wurde daher aufgegeben. Das Recht des Stärkern zeigte sich bei dieser Invasion auffallend; denn Dohna, ohne Rücksicht auf den neutralen Boden, schrieb in Polen Lieferungen aus, ohne sie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zusammengetrieben, eine Menge von den Einwohnern, Unterthanen der Republik, als Rekruten ausgehoben, und unter die Regimenter gesteckt. Dabei wurde ein Preussisches Manifest publicirt, worin man die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln zu rechtfertigen suchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preussen, sich nach der Oder zurückzuziehen. Die Russen, denen es ebenfalls an Subsidiën zu fehlen anfang, und die sich überdies mit den Oesterreichern zu vereinigen wünschten, rückten auch auf diesen Fluß los. Der Feldmarschall Soltkow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte, das Ober-Commando wegen seines schwachen Gesichts niederzulegen. Er blieb jedoch bei der Armee, und diente unter seinem Nachfolger, wodurch er sich den Ruhm eines großen Patrioten bei Hofe erwarb, und bei der Armee sein Ansehn befestigte. Er war noch immer die vornehmste Triebfeder aller Entschliefungen, und konnte sich an den Oesterreichern, die ihn beleidigt hatten, rächen, ohne verantwortlich zu seyn. Auch die Preussen erhielten jetzt einen andern Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der mehr als eine Gelegenheit die Russen mit Vortheil anzugreifen

nicht beruht, und überhaupt eine den Preussischen Heerführern ganz ungewöhnliche Nachlässigkeit gezeigt hatte, nahm ihm das Commando, und gab es dem General Wedel. Dieser Feldherr überbrachte Dohna und allen andern Generalen einen königlichen Befehl, der eine bei den Preussischen Armeen unerhörte Vollmacht anzeigte. Friedrich schrieb: „So lange sein Commando dauert, stellt er meine Person vollkommen vor, und so muß ihm auch gehorsamt werden. Er soll bei den Truppen das seyn, was ein Dictator zu der Römer Zeiten war.“

Wedel traf den 22sten Julius bei der Armee ein. Er kannte weder seine Truppen, ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind und die Gegend. Er hatte indessen bestimmte Befehle, ohne Verzug die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oesterreichern nicht auf eine andere Art hindern könnte. Laudon war zu diesem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marsch. Die Russen eilten, zu ihm zu stoßen, und da sie den 23sten Julius, den Tag nach Wedels Ankunft, ihren Zug fortsetzten, so glaubte der Preussische General, den Angriff nicht länger verschieben zu dürfen. Das Treffen geschah bei dem Dorfe Kai, nahe bei der Oder, unweit der Brandenburgischen Gränze. Die Armeen waren an Stärke einander sehr ungleich; überdies war die Stellung der Russischen bei diesem Treffen sehr vortheilhaft; die Preußen hingegen waren durch Moräste bei ihrem Angriff eingeeengt, und konnten dem Feinde nicht Kanonen genug entgegenstellen. Man focht von vier Uhr Nachmittag bis zum Untergang der Sonne. Wedel wurde geschlagen, und mußte sich mit einem Verlust von 5000 Todten, Verwundeten und Gefangenen über die Oder zurückziehen; Soltikow aber rückte bis Crossen vor, und setzte Berlin der größten Gefahr aus.

Nichts hielt jetzt mehr die Vereinigung der verbündeten Armeen auf. Laudon theilte die seinige, ließ Haddick mit 12,000 Mann zurück, und stieß mit 18,000 Mann, größtentheils Cavallerie, den 3ten August zu den Russen. Die Bewegungen, und überhaupt die Operationen dieser beiden Oesterreichischen Generale, ihren großen Endzweck zu erreichen, und alle Hindernisse zu übersteigen, waren musterhaft.

Die Reichs-Armee, die so wenig den ganzen Krieg überthat, trug diesmal zur Ausführung des Laudonischen Entwurfs das ihrige bei. Sie fiel in Sachsen ein, und nöthigte dadurch den General Fink, der mit einem Preussischen Corps den General Haddick beobachtete, ihn aus den Augen zu lassen, um Leipzig und Torgau zu decken. Die vereinte Macht der Russen und Oesterreicher, über 80,000 Mann stark, rückte nun vorwärts, und verschanzte sich am Ufer der Oder, unweit Frankfurt. Alle Bemühungen Wedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Uebergang über diesen Fluß zu erschweren.

Der König hatte sich begnügt, in Schlessen vertheidigungsweise zu verfahren. Er blieb lange bei Landsbut gelagert, um günstige Augenblicke zu erwarten. Dann stand ihm mit der Haupt-Armee gegenüber, und auch er wartete auf eine vortheilhafte Gelegenheit, vorzurücken oder zu schlagen. Um diese Hoffnung zu vernichten, und die Oesterreicher nach Böhmen zurückzutreiben, wandte sein wachsammer Feind alle Mittel an, ihre Subsistenz zu erschweren, und schon dachte man ernstlich im Kaiserlichen Lager darauf, die Stellung zu verändern. Das Vorrücken der Russen aber störte den Plan beider Feldherren. Dann bemühte sich, ihnen näher zu kommen, um ihre Operationen zu erleichtern, und Friedrich den Maasregeln beider Heere entgegen zu arbeiten.

Das unglückliche Treffen bei Kai, und die darauf erfolgte Vereinigung der feindlichen Armeen, veranlaßte endlich den Monarchen, selbst nach seinen Brandenburgischen Staaten zu eilen. Die Zeit verstattete ihm diesmal nicht, weder Fußvolk noch Reiterei von seiner Armee mitzunehmen; er reiste bloß mit einer kleinen Bedeckung von Husaren ab. Heinrich mußte einen großen Theil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oder-Heers schicken, und ging sodann selbst nach Schlessen, um in der Abwesenheit des Königs die zurückgelassene Armee zu commandiren, die jetzt 40,000 Mann stark in dem Lager von Schmußseifen, zwei Tagemärsche von Landsbut, stand, und Daun mit 70,000 Mann gegen sich hatte. Auch das Finkische Corps erhielt Befehl, Sachsen zu verlassen, und nach der Oder zu marschiren; so daß diese Provinz nun ganz von Preussischen Truppen im

Felde entblößt war. Nur allein die Städte Dresden, Leizyig, Zörgau und Wittenberg blieben besetzt, wobei sich der König vorzüglich auf die erprobte Entschlossenheit des Generals Schmettau, Commandanten von Dresden, verließ. Der Zug Friedrichs war glücklich. Seine ihm zugeschickten Truppen langten bei ihm an, ohne allen Verlust; er selbst stieß bei Guben auf Haddicks Corps, nahm ihm einige Kanonen und 500 Mehlwagen ab, machte 600 Gefangene, und vereinigte sich sodann ohne Hinderniß mit der Wedelschen Armee.

Nun beschloß Friedrich, ohne Verzug eine Schlacht zu liefern, und ging über die Oder. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Heer aber über 60,000 Mann stark. Es stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das vor einer ungeheuren Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, und der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vor der Fronte waren tiefe Grände; auch hatten die Russen auf dem rechten Flügel eine Sternschanze *) errichtet, und die Zugänge zu ihrem Lager waren durch Verhacks gedeckt. Aller dieser Vortheile ungeachtet bestimmte der König den 12ten August zum Angriff. Er formirte seine Armee in einem Walde in fünf Linien, von denen die ersten drei aus Infanterie, und die beiden hintersten aus Cavallerie bestanden. Von hieraus fielen die Preußen, in stufenartige Linien gestellt, mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Russen, der auf den sogenannten Mühlbergen stand, während das Fink von einer Anhöhe das Russische Lager aus allen Kräften beschoss. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorne, in der Flanke und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicherweise war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marsch. Man machte starke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden, und die kostbare Zeit verloren ging. Das schwere Geschütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgespannt, die Kanonen umgedreht, und sodann die Pferde wieder vorgespannt werden.

*) Die einen Stern bildet, oder aus ein- und ausgehenden Winkeln besteht.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten sich den Russischen Verschanzungen. Diese wurden nun von drei Batterien beschossen. Die Russen beantworteten dies Feuer durch hundert Kanonen, die sie auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl, die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhack, avancirten durch einen Grund, und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den Russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschenfeuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erstiegen mit gefälligem Gemehr die Batterien der Russen; auch die Sternschanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerstand auf. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemehel aus allen Verschanzungen herausgeschlagen. Der ganze Russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhof des Dorfes Kunersdorf, und ließ alle Artillerie in Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr des Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von hundert und achtzig Kanonen, und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur immer gewesen waren, und schon wurden vom Schlachtfelde Couriere mit dieser angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlesien geschickt, als auf einmal das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte.

Die Preussische Infanterie hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benützt werden; denn die Preussische Cavallerie befand sich auf dem andern Flügel, wo sie die Desterreicher in Zaum hielt, und die Kanonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser mißliche Umstand war desto nachtheiliger, da das Terrain so sehr die Wirkung des Geschützes begünstigte, als die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Kanonen auf den Anhöhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los; ein gleiches that das

Zinkische

Finkische Corys. Dieses Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen sich zwischen den ausgedehnten Teichen durchziehen, bald über schmale Brücken passiren. Die Russen benutzten diese Zwischenzeit, sich zu sammeln, und ihr Geschütz nach Möglichkeit zu gebrauchen; und Laudon, der mit den Oesterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, setzte sich jetzt auch in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von seinem Beobachtungsposten abgerufen hatte, den dieser Feldherr, weil er das Unglück vorausah, nach vergeblichen Vorstellungen höchst ungerne, und nur auf wiederholte königliche Befehle verließ. Seine Reiterei mußte nun vorrücken; sie zog sich zwischen den Teichen durch, formirte sich unter dem Russischen Kanonenfeuer, und näherte sich dem Feinde; allein die schrecklichen Kartätschenlagen, die ganze Züge Mann und Rosß zu Boden streckten, brachten diese muthige Reiterei in Unordnung, und zwangen sie zum Rückzug.

Indessen war noch nichts für die Preußen verloren, vielmehr waren ihre Vortheile entschieden. Die Russen, 80 ja 100 Mann hoch zusammengedrängt, formirten auf einer Anhöhe ein Chaos, das durch funfzig Kanonen gedeckt war, die einen Kartätschenhagel herabschleuderten. Die Preußen waren durch einen Marsch von funfzehn Stunden, durch die entsetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines sehr schwülen Sommertages, so abgemattet, daß sie kaum Athem schöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für sie gewonnen, und die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Russen, deren Verlust außerordentlich war, sich in der Nacht zurückziehen würden. Sie hätten jetzt gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlassen, allein sie hielten sich in ihrer letzten Verschanzung sicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bei dieser Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die Russische Armee nicht allein bestiegen, sondern vernichten müsse, weil sie immer wieder käme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die Preussischen Generale setzten diesen Behauptungen nichts als den gegenwärtigen kraftlosen Zustand

der Truppen entgegen. Sordlich selbst stellte dieses dringend vor, und seine Vorstellungen schienen auch der Sache den Ausschlag zu geben, denn schon wankte der König, als der General Wedel, dem Friedrich, ungeachtet seines schlechten Kriegsglücks, beständig gewogen blieb, sich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: „Wedel, was meint er?“ Dieser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Die Russen hatten eine große Batterie auf dem Judenkirchhof, die den ganzen Kampfsplatz bestrich, die sie aber aus Schrecken bei einem von dem Prinzen von Württemberg angeführten Cavallerie-Angriff verließen. Die Preussische Infanterie war nur achthundert Schritte von dieser verlassenen Batterie entfernt, die sie jetzt in Besitz zu nehmen eilte. Nichts schien diese Einnahme zu hindern, und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und funfzig Schritte, als Laudon in diesem kritischen Augenblick ankam, seine Infanterie in die Batterie warf, und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätschenhagel aufhielt. Ihre Bemühungen, sich zu nähern, halfen nichts; sie vermehrten nur ihre Unordnung, die Laudon benutzte. Er ließ rechts und links seine Cavallerie auf sie losbrechen, die entsetzlich unter den Preußen wüthete.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des sogenannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritte lang, 50 bis 60 Schritte breit, und 10 bis 15 Fuß tief, dabei an allen Seiten sehr steil, und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein, und bemühten sich, den entgegengesetzten steilen Rand zu erklettern, allein aller Muth war fruchtlos; denn wem es glückte, mit der größten Anstrengung sich diese jähe Höhe hinauf zu arbeiten, fand entweder gleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen, fiel wie ein Todesregen auf die Preußen, und schmetterte alles zu Boden. Fink, der mit seinem Corps andere Anhöhen zu stürmen ver-

suchte, strengte auch vergebens alle Kräfte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus; seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe erschossen, und er selbst, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Etui, das er in der Tasche hatte, rettete sein Leben, und hielt die Kugel auf, die das Gold zusammendrückte, und sodann ermattet dabei liegen blieb. Eben so nahe war er der Todesgefahr, da sein schwer verwundetes Pferd in Begriff war zu nürzen. Der Flügel-Adjutant Gbh rettete noch den König, indem er schnell hinzu sprang, und ihm sein eigenes gab. Man bat den König aufs dringendste, diesen so höchst gefährlichen Ort zu verlassen. Er antwortete aber: „Wir müssen alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut, wie ihr, meine Schuldigkeit thun.“ Die Russen fochten mit der größten Erbitterung; sie warfen sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich wegmarschiren, sodann sprangen sie auf; und feuerten ihnen im Rücken. Alle Versuche, die Russen und Desertereicher vom Berge zu treiben, waren fruchtlos.

Nun wagte es die Preussische Cavallerie, die Anhöhen anzugreifen, allein alle Reiter-Taktik des Seydlitz vermochte hier nichts. Diese Cavallerie, gewohnt unter seiner Anführung feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreifach so stark, über den Häufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern, und die größten Schwierigkeiten des Terrains zu besiegen, erlag hier im unmöglichen Kampf unter den hochgestellten Kanonen der Russen. Er selbst, dieser tapfere Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Wirtemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der Preussischen Armee, die Generale Fink und Hälften wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr,

der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehdrig formirt, in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden. Ein panisches Schrecken schien die ganze Preussische Armee zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald, und nach den Brücken. Alle wollten zugleich herüber. Hieraus entstand ein entsetzliches Gedränge, und eine unaussprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verlust der großen Menge Artillerie veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Kanonen noch 165 Preussische zurück. Der König selbst war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er sich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand, und einen Hohlweg zu passiren hatte. Nur allein der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz rettete ihn von diesem großen Unglück. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er auch wiederholt ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren.“ Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, womit er den Tausenden ihn umringenden Feinden die Spitze bieten wollte, antwortete: „Nein, Ebro Majestät! „das soll nicht geschehn, so lange noch ein Athem in uns ist.“ Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an, scharmuzirte, und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen, und belohnte seinen Retter durch Königl. Geschenke und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommnen Niederlage herabgestürzt. Er versuchte alles, um seine fliehende Infanterie zum Stehen zu bringen; allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs und zwar dieses Königs so wirksam, nichts wollte hier helfen. Man sagte, daß er in dieser verzweifelungsvollen Lage sich laut den Tod gewünscht. Seine lebhafteste Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken

die Folgen dieser verlorenen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Sieges-Couriere abgefertigt hatte, jezt Befehle nach Berlin sandte, welche Sicherheits-Maasregeln und schleunige Rettung zum Gegenstande hatten. Er glaubte den Feind schon in seiner Residenz, und diese geplündert und verwüestet zu sehen; dabei hielt er sich für unvermögend, ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beisammen hatte; alle eroberte Kanonen waren wieder verloren gegangen, und hiezu waren noch fast alle Preussische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preussen auf der andern Seite der Oder befehligte, um nach dem gehofften Siege der Russen den Rückzug über diesen Fluß zu versperrern, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Russische Besatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlorne Schlacht diese Vortheile vernichtete, und ihn jezt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog seine Armee zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung von Berlin war indesessen abgesandt worden. Seine eigenen Worte waren: er wäre jezt außer Stande, die Stadt zu schützen, daher alle die vornehmsten und reichsten Einwohner sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen müchten. Der Jäger, Ueberbringer dieses Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Kosaken gejagt, und traf erst nach vier Tagen in Berlin ein. In dieser Zeit hatten sich die Sachen bereits sehr geändert. Man war hier von dem ersten Schrecken zurückgekommen. Es geschah daher Gegenvorstellungen von Seiten des Magistrats beim Könige, mit denen er jezt auch sehr zufrieden war. Die königliche Familie mußte sich jedoch aus Berlin entfernen, und ihre Residenz in Magdeburg nehmen, wohin auch die Archive gebracht wurden.

Diese Schlacht war ein wahres Nordfest. Noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preussen hatten 8000 Tödt, 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle Preussische Generale und

Officiere von Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eigenem Geständniß, der in einem Briefe an seine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab, und in Ansehung des Verlustes sagt: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft.“ Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg verfechte, so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen.“

Friedrich schloß die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Stroh in dem Dorfe Detscher in einer durch die Kosaken zerstörten, allen Binden offen stehenden Bauerhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs schnellste Geschütz aus seinen Arsenalen kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 5000 Mann beisammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn ungeachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich, Friedrich löste abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein, und in wenig Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen, und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Kurfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen, und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht bei Kunersdorf als Opfer des Kriegs-Dämons fielen, befand sich auch der Major Kleist; ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, und unsterblich durch seine Gesänge. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
„Den Tod für's Vaterland.“

Diese Ahnung traf an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel

zerschmettert; er nimmt den Degen in die Linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken fielen über den in Blut schwimmenden Kleist her, rissen ihm alles vom Leibe, und nun lag der Held, der unsterbliche Dichter des Frühlings *), nackt wie ein Wurm im Morast, und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige Russische Husaren, die vorbei ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod, und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen, und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackt, und ohne Verband, die ganze Nacht durch, bis zum folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Dieser schreckliche Zustand, und das unreine Wasser, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den akademischen Lehrern, und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein Russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten, und die Deutschen Mäusen trauerten.

Die Russen ließen diese kostbaren Augenblicke, den Krieg zu endigen, jetzt unbenuzt. Nachdrückliche Operationen gleich nach der Schlacht hätten dies unfehlbar bewirkt. In Petersburg aber war die Freude über den Sieg bei Rumersdorf ausnehmend. Soltikow wurde zum Feldmarschall, und der Fürst Gallizin zum General en Chef ernannt; alle General-Lieutenants bekamen den Andreas-Orden, und ein jeder Soldat das Geschenk eines sechsmonatlichen Soldes; Laudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen, und jedes Oesterrei-

*) So ist der Titel eines beschreibenden Gedichts, das 1749 zuerst erschien, und unter seinen Gedichten vorzugsweise genannt zu werden verdient.

chische Regiment, das der Schlacht beigewohnt hatte, 5000 Rubel. Der Petersburger Hof, der sich der ungereimten Prahlerei seiner Feldherren nach der Niederlage bei Zornsdorf längst geschämt hatte, betrachtete diesen Sieg als den ersten und einzigen, den die Russischen Truppen gegen Friedrich, als Heerführer, gewonnen hatten; obwohl der Sieg nicht durch sie, sondern durch die Oesterreicher eigentlich erfochten worden war. Elisabeth ließ ihn daher auf Gedächtniß-Münzen abbilden, und schickte zwei damit beladene Wagen zur Armee, mit dem Befehl, sie zum Andenken des Tages unter die Soldaten zu vertheilen.

Die Russen hatten nun innerhalb drei Wochen eine Schlacht und ein Treffen gewonnen, und dennoch verschlimmerten diese feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Schreckliche derselben war nicht sowohl durch seine Niederlagen, als durch seine Entfernung von Sachsen und Schlessen erzeugt worden, die seine Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten, und besonders für Berlin besorgt. Eine Vereinigung der großen Russischen mit der großen Oesterreichischen Armee, die in der Lausitz stand, war nun zu befürchten. Daun und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Es wurde darin beschlossen, daß die Russen in den Preussischen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben sollten; nach der Eroberung von Dresden wollten beide Armeen nach Schlessen marschiren, und hier Winterquartiere nehmen, im Fall die vorhabende Belagerung von Meisse den Oesterreichern glücken sollte. Nach diesem Entwurf trennten sich beide Feldherren. In Erwartung des Schicksals von Dresden blieben die Russen in ihrem Lager bei Fürstenwalde ganz ruhig, und begnügten sich, die Schleusen am Friedrich-Wilhelms-Kanal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerstören. Diese Schleusen, ein Denkmal der Größe des in der Brandenburgischen Geschichte verewigten Kurfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Die Oesterreicher waren indessen in Schlessen eingedrungen. Fouquet, der mit einem Corps die Pässe dieser Provinz deckte, verfiel mit kluger Vorsicht dem Kaiserlichen Ge-

neral Harsch an der Spitze einer zahlreichen Armee den Eingang. Dieser Oesterreichische Feldherr wurde krank, der General de Ville übernahm nun das Commando, drang tiefer ins Land, und seine leichten Truppen streiften bis Breslau. Fouquets Stellungen und Märsche, wodurch die feindliche Armee größtentheils von Böhmen abgeschnitten wurde, veränderten aber geschwinde den Plan des Kaiserlichen Befehlshabers, der durch Brodmangel sich jetzt in der größten Verlegenheit befand, und dem jetzt, da alle Hauptstraßen besetzt waren, nichts als ein schleuniger Rückzug über unwegsame Gebirge übrig blieb. Dieser erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarsch unter beständig nachtheiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schlesien war nun für jetzt vereitelt; desto besser glückte es aber den Feinden in Sachsen, das nun, von Preussischen Truppen entblößt, Oesterreicher und Reichstruppen herbeilockte.

Noch nie in diesem Kriege hatten die letztern eine so bequeme Gelegenheit gehabt, Eroberungen zu machen, als jetzt bei der Entfernung der Preussischen Truppen. Ihre erste Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, dessen Commandant, der General Haufen, der an die Vertheidigung eines offenen Orts nicht denken konnte, die Stadt sofort dem Herzog von Zweibrücken übergab, und einen freien Abzug erhielt. Gleich nachher erschien der General Kleeefeld mit 5000 Mann vor Torgau, einem Ort, der mit Wall und Mauern umgeben, aber keine Festung war. Er forderte die Stadt auf, unter der sonderbaren Drohung, daß bei der geringsten Verzögerung die Preussischen Städte, Halle, Halberstadt und Quedlinburg drei Tage hinter einander geplündert, und sodann in Brand gesteckt werden sollten. Der Commandant, Oberst Wolfersdorf, antwortete, er würde sich aufs äußerste vertheidigen, die bedroheten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einholen, wenn man einen sechstägigen Waffenstillstand bewilligte. Kleeefeld war damit zufrieden, unter der Bedingung, wenn der Herzog von Zweibrücken es genehmigen würde. Die Absicht des Commandanten war, Zeit zu gewinnen, um Verstärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abschlägige Antwort des Herzogs, begleitet von

6000 Mann frischer Truppen nebst einer Anzahl schwerer Kanonen und Mörser, einging. Die von dem Prinzen von Stollberg jezt befehligten und auch durch Oesterreichische leichte Truppen verstärkten Belagerer suchten sich der Vorstädte zu bemächtigen, allein die Preußen schlugen sie zurück, und setzten die Vorstädte in Brand. Hierauf folgten zwei Stürme hinter einander, die aber auch abgeschlagen wurden; nun legten die Belagerer eine Batterie bei der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb sie jedoch auch hier. Diese Unfälle verursachten, daß man dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation antrug; da diese aber ausgeschlagen wurde, so schritten die Belagerer zu einem General-Sturm, der auch fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum viertenmal wiederholte. Während der Zeit, daß der größte Theil der Besatzung die Stürmenden von den Mauern abhielt, that Wolfersdorf mit vierhundert Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken, und schlug sie mit großem Verlust zurück.

Der Commandant durfte dennoch das Ende der Belagerung nicht so bald hoffen; kein Entsatz war zu erwarten, und was das übelste war, so fehlte es an Pulver. Dieser Mangel entschied alles. Wolfersdorf hatte durch seine tapfere Vertheidigung die Preussische Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stollberg jezt von neuem eine sehr gute Capitulation antrug, so nahm er sie an. Die Preußen erhielten einen freien Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, nebst aller ihrer Artillerie; dabei wurde festgesetzt, daß von beiden Seiten keine Ueberläufer angenommen werden sollten. Kaum aber waren die Truppen zum Thore hinaus, wo die Kroaten in zwei Reihen standen, so wollte man schon die Capitulation brechen. Als das Preussische Bataillon Grolmann, das größtentheils aus angeworbenen Sachsen bestand, an den Ort kam, wo sich fast alle feindliche Generale als Zuschauer des Zuges befanden, so rief der General-Adjutant des Prinzen von Stollberg und andere Officiere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse ist, wer gut Kaiserlich „gesehnt, oder von der Reichs-Armee ist, der trete aus, „Se. Durchlaucht geben ihm Schutz!“ Dieser Zuruf wirkte augenblicklich, und fast das ganze Bataillon lief auseinander;

einige versteckten sich hinter die aufmarschirten Kroaten, andere hinter die Pallisaden, theils auch im Stadtgraben und unter der Elbrücke.

Diesem schändlichen Auftritt machte jedoch Wolfersdorfs Entschlossenheit sehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu: sie sollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde sie todtschießen lassen; auch schoß er gleich selbst einen nieder, und rief allen seinen Officieren, Jägern und Husaren zu, seinem Beispiel zu folgen; zugleich befahl er den übrigen Truppen, Halt zu machen, und sich zum Schlagen zu rüsten. Der Prinz versuchte, ihn durch Drohungen zu schrecken, allein Wolfersdorf, mit der Pistole in der Hand, betäubte ihn durch folgende Worte: „Da Ew. Durchlaucht die Capitulation nicht halten, so bin ich auch nicht weiter daran gebunden. Ich werde Sie also mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen, und mich auf neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur gleich in die Schanze, oder ich lasse Feuer geben.“ Die Preussischen Truppen marschirten auch wirklich schon wieder zurück, während daß die Jäger und Husaren die Ausreißer wie wilde Thiere todtschossen. Der Lärm wurde entsetzlich, und die des Krieges so wie der Kriegsgebräuche unfundigen Reichsgenerale mußten sich nicht aus dieser Verlegenheit zu retten, bis der Kaiserliche General Luzinsky, Anführer der Kroaten, herzu kam, und dem Prinzen von Stolberg mit einer sehr ernsthaften Miene sagte, daß man alle Punkte der Capitulation halten müsse. Man gab nun alle Ueberläufer wieder heraus; auch die sich versteckt hatten, wurden hervorgesucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolfersdorf nutzte die durch seinen Muth erlangte Superiorität, und verlangte, daß die zu seiner Bedeckung bis Wittenberg bestimmten Kaiserlichen Truppen von seinem Befehl abhängen, und auf dem Marsch immer zweitausend Schritt von den Preußen entfernt bleiben sollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drei Bataillons besetzt war. Zwei derselben formirten eins derjenigen Sächsischen Regimenter, die bei Pirna zu Preussischen Soldaten gestempelt wurden. Diese Sachsen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre Freiheit zu erlangen.

Das dritte Bataillon war eben so unzuverlässig; es bestand aus Ueberläufern und Gefangenen. Auf eine solche Besatzung glaubte also der Commandant, General Horn, sich nicht verlassen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Capitulation an, und erhielt mit seinen Truppen und der Artillerie einen freien Abzug nach Magdeburg. Die Reichstruppen hatten außer Leipzig auch die Städte Belgern, Strehlen und Mühlberg besetzt, wodurch sie Meißer von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle diese Vorfälle ereigneten sich, während daß Friedrich mit den Russen beschäftigt war.

Ob nun gleich diese von ihrem Siege fast gar keine Vortheile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der sie in keiner Epoche seiner Kriege so sehr gehäuft erlebt hatte. Das nächste Unglück war der Verlust von Dresden. Die Oesterreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichstruppen, 30,000 Mann stark, in der Abwesenheit des Königs, einen neuen Versuch, es zu belagern. Das Geschütz dazu langte bald aus Prag an. Der General Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deshalb die Neustadt, die von der Altstadt durch die Elbe getrennt ist, und schränkte sich allein auf die Vertheidigung dieser letztern ein. Die Neustadt wurde nun von den Oesterreichern besetzt. Der Kaiserliche General Guasco drohte, die Stadt aus achtzehn Batterien zu beschießen; Schmettau versprach ihm, mit hundert Kanonen die Antwort zu geben. Allein auf einmal verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bei Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erste Bestürzung, den Commandanten auf seine gefährliche Lage bei der schwachen Besatzung aufmerksam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabei trug man ihm eine ehrenvolle Capitulation an. Schmettau hatte sich immer als einen sehr entschlossenen, thätigen und muthvoller Befehlshaber gezeigt; auch jetzt verläugnete er diesen Character nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise gehäuft wurden. Der Herzog von Zweibrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, so sollte die ganze Besatzung niedergehauen, das

von den Reichs-Truppen jetzt besetzte Halle geplündert, eingeküchert, die dortigen Salinen verheert, und alle Preussische Länder in Grund und Boden verwüstet werden. Schmettau beantwortete dies Compliment dadurch, daß er sogleich die Vorkäpfe anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botschaft nach der andern, wobei die Generale Maquire und Guasco selbst Unterredungen mit dem Preussischen Commandanten hielten. So nachtheilig auch des letztern Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte diesem General Schmettau, gleich nach der Schlacht bei Kunersdorf, sein Unglück gemeldet, mit der Aeußerung, daß es sehr schwer seyn würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Nothfall nur eine vortheilhafte Capitulation zu gewinnen suchen, und besonders auf die Erhaltung der Kassen bedacht seyn. Schmettau wurde etwas bestürzt, noch aber gab er nicht die Hoffnung auf. Der Herzog von Zweibrücken ließ ihm sagen, daß wenn er bei einem Angriff nur Miene machte, sich zu vertheidigen, so sollte keines Preußen geschont werden. Bei dem Commandanten waren alle solche Drohungen vergeblich, da hingegen die seinigen ihre Wirkung thaten; denn auf die dem Kurfürstlichen Hofe, der sich äußerlich ruhig befand, gemachte Erklärung, daß bei dem ersten Kanonenschuß, den der Feind von der Seite der Neustadt thun würde, dieser schöne Theil von Dresden in Brand gesteckt werden sollte, unterblieb hier der Angriff, und Schmettau konnte nun seine Besatzung zusammen halten, und mit ihr jenseits der Elbe den Angriffen auf die Thore der Altstadt die Spitze bieten. Er suchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung eines Entsatzes, oder wenigstens etwas vom König zu hören; er erfuhr aber nichts, und fing nach und nach an, den Schilderungen der Kaiserlichen Generale von der gänzlichen Entkräftung Friedrichs Glauben bezumessen.

Die Maasregeln zum Entsatz blieben ihm ganz verborgen, denn die Stadt war völlig berennt. Diese seine Lage währte sieben und zwanzig Tage, beständig vom Feinde durch kleine Angriffe geneckt, gedrängt, und bedroht. Nur

verlor er alle Hoffnung. Sein persönlicher Muth galt hier nichts, auch nicht seine Zuversicht, durch Entschlossenheit und die Macht der Preussischen Disciplin seine größtentheils mißvergünstigten Soldaten in Zaum zu halten, und sie noch ferner zur Vertheidigung zu zwingen; denn seine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmasse zu retten, die man in der Stadt niedergelegt hatte. Hier, als im Mittelpunkt des Landes, befanden sich die Einkünfte desselben, die Contributions-Gelder und die Kriegskasse für die Truppen; auch hatte man andre Gelder an diesem vermeintlichen Sicherheitsort in Verwahrung gebracht. Alle diese Summen betragen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit also, zumal bei der jetzigen Lage von Friedrichs Angelegenheiten, einen so großen Schatz zu retten und ein Metall in Sicherheit zu bringen, das Friedrich so überaus nöthig brauchte, dessen Mangel alle Kriege endigt, und selbst die tapfersten Heere auseinander sprengt, gab hier den Ausschlag. Schmettau wußte nicht, daß ein Hülfscorps bereits im Anzuge war. Die Belagerer aber, die von dessen Ankunft und Fortschritten in Sachsen wohl unterrichtet waren, und Dresden schon so gut wie gerettet hielten, vergaßen alle ihre Drohungen, und räumten fast jede Bedingung ein, die Schmettau verlangte. Er capitulirte, da man eben anfangen wollte die Stadt förmlich zu beschießen, und erhielt mit seiner Befahrung, ihrer Bagage, der ganzen Artillerie, Munition und Pontons, so wie mit allen Geldwagen, einen freien Abzug, verbunden mit allen militairischen Ehrenbezeugungen. Es wurde auch festgesetzt, daß alles Eigenthum, den Preussischen Unterthanen gehdrig, mitgenommen, und kein Ueberläufer von den Kaiserlichen Truppen aufgenommen werden sollte; wobei der Kaiserliche General Maquire sein Ehrenwort gab, „alles aufs genaueste nach den klaren Worten und ohne die mindeste Chicane zu erfüllen.“ Die Magazine blieben jedoch zurück. Man fand hier allein an Korn, Gerste und Hafer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und viele andere Proviant-Artikel, wodurch die Oesterreicher, die schon wegen des fehlenden Proviantes an ihren Rückzug nach Böhmet dachten, in Stand gesetzt wurden, sich in Sachsen zu behaupten.

Raum war diese Capitulation geschlossen, vom Reichs-Feldmarschall Herzog von Zweibrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Eroberern in Besitz genommen, so langte Wunsch mit seinem Corps nach sehr forcirten Märschen zwei Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angestrengt, und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marsch nicht fortsetzen; da sie überdies den Kaiserlichen General Brentano, der mit einem Corps ihnen entgegen kam, zweimal zurückgeschlagen hatten. Wunsch wußte von der Capitulation nichts, und war daher entschlossen, die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den ganz gesunkenen Muth der Preußen in Dresden, und einige Officiere der Besatzung waren der Meinung, daß man die ganze förmlich unterzeichnete Capitulation vernichten, und die Oesterreichischen Truppen, die das eine Thor besetzt hielten, unverzüglich herauswerfen müßte. Schmettau, immer noch für seine Schätze besorgt, deren Rettung der König ihm so sehr empfohlen hatte, wollte von dieser verwegenen Maaßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung nicht unwahrscheinlich war. Der Vice-Commandant, Oberst Hofmann, glaubte indessen pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müssen, setzte sich zu Pferde, und forderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen. Der commandirende Officier aber, Hauptmann Sidow, weigerte sich zu gehorchen, worauf Hofmann ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Pistole auf ihn abfeuerte, die jedoch nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und streckten in einem Augenblick den braven Obersten zu Boden. Alle Hoffnung der Preußen war nun verschwunden. Wunsch marschirte zurück, und Dresden wurde von den Oesterreichern ganz besetzt.

Die so feierlich zugesicherte Capitulation aber ward fast in allen Punkten gebrochen, und die nicht gefangene, sondern für frei erkannte Besatzung auf das schändlichste behandelt. Die Kaiserlichen Officiere und Gemeinen, ja die Generale selbst, wetteiferten gleichsam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preussischen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus, und zwang sie zum Oesterreichischen Dienst. Die Officiere wurden mit

den niederträchtigsten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herumgestoßen, geprügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oesterreichischen Officiere selbst, ungedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundsätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Haupt-Acteurs bei diesem ehrlosen Geschäft, und schrien ihren Soldaten beständig zu: „Schießt die Hunde todt! Feuer auf die „Canaille!“ So ging es durch alle Haufen. Die Ober-Befehlshaber selbst, die Generale Maquire und Guasco, blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Sie vergaßen ihr gegebenes Ehrenwort, das ihnen als Officieren, als Feldherren, und als Anführern Deutscher Krieger des achtzehnten Jahrhunderts, hätte dreifach heilig seyn sollen. Die den Preußen durch die Capitulation gesicherten Gewehre, Pontons und Kriegsgeräthe wurden ihnen mit Gewalt entzissen, die so fest versprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beschwerden mit Drohungen geantwortet; ja nicht einmal die in der Capitulation bestimmte Frist in Dresden zu bleiben, wurde den Preußen gestattet; sie mußten zwei Tage früher die Stadt räumen. Nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse glückte es endlich dem General Schmettau, durch Klugheit und Entschlossenheit seine Gelder und seine Besatzung als eine Beute davon zu bringen.

Nie betrug sich der Befehlshaber einer Festung in einer höchst kritischen Lage besser wie Schmettau. Er verdient, trotz seines Unglücks, die warme Bewunderung des Philosophen, die dieser dem glücklichen Commandanten, der alle Stürme abschlägt, und seine Festung behauptet, nur kalt zollt. In der Unwissenheit aller Vorfälle außerhalb der Stadt, und durch Friedrichs eigenen Brief nicht zu Hoffnungen ermuntert, gab er den sehr gerechten Besorgnissen nach, und befolgte genau die Befehle seines Monarchen. Friedrich konnte ihn daher nicht als oberster Feldherr strafen, allein er that es als König mit seiner Ungnade, und durch die Entfernung von der Felde der Ehre. Er, der die großen Folgen des Verlustes von Dresden stark ahnete, und bald stark fühlte, konnte und wollte dem General sein Unglück nicht verzeihen, obgleich dieser ihm die so mühsam geretteten königlichen Schätze zuführte, den so ernstlich empfohlenen Gegenstand seiner

seiner Sorgfalt. Sein bewiesener Eifer war unbestreitbar; er wurde aber nicht geachtet, weil er dem Glück nicht hatte befehlen, oder noch mehr, des Königs begangene Fehler nicht hatte wieder gut machen können. Diese Fehler waren groß; denn Wunsch hatte ausdrücklichen Befehl, nicht gleich zu dem Entsatze des hart bedrängten, mit Schätzen und Magazine-
nen so sehr gefüllten, Dresdens zu marschiren, sondern er sollte erst Wittenberg und Torgau, wo nichts zu verlieren war, zu erobern suchen, und sodann nach Sachsens Hauptstadt eilen. Ein früherer Marsch hätte sie unfehlbar gerettet. Auch wurde kein Versuch in sieben und zwanzig Tagen gemacht, durch heimlich abgeschickte Boten dem Commandanten Nachrichten zu überbringen.

Ueberhaupt war keine Armee in diesem Kriege so schlecht mit Kundschaftern versehen, als die Preussische, denn der König belohnte sie nicht; einige Dukaten, die er glücklichsten Spionen reichen ließ, standen mit der von ihnen überwundenen großen Lebensgefahr in keinem Verhältniß. Und doch erkannten die größten Feldherrn die Nothwendigkeit, diese Art Menschen zu gebrauchen. Keiner benutzte sie besser als der Prinz Eugen, der sie königlich belohnte, und auch von ihnen vortreflich bedient wurde. Manche seiner großen Thaten bei eingeschränkten Hilfsmitteln hatte er den geheimen Nachrichten seiner Kundschafter zu verdanken. Friedrich wollte sich dazu des berühmten Räubers Käsebier bedienen, der in Stettin in Eisen lag, und dem sein Rechtsurtheil dies verdiente Schicksal auf Lebenslang bestimmte. Der Muth und die Verschlagenheit dieses Deutschen Cartouche ließen als Spion große Dienste von ihm hoffen. Er wurde auch deshalb gleich im Anfang des Krieges in Freiheit gesetzt. Käsebier, weniger eingedenk dieser Begnadigung, als der erlittenen Strafe, versprach zwar alles, allein er kam nie wieder.

Der Prinz Heinrich war indessen mit der großen Armee aus Schlessien nach Sachsen gekommen, hatte vermittelst eines außerordentlich forcirten Marsches den Oesterreichischen General Wehla bei Hoyerswerda überrumpelt, 600 seiner Soldaten erlegt, und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. Dieser Marsch, einer der sonderbarsten, die je

gemacht worden, ging durch eine zehnt Meilen lange Strecke eines von dem Feinde fast allenthalben besetzten Landes, und dauerte sechs und fünfzig Stunden, in welcher langen Zeit man kein Lager aufschlug, sondern den Truppen nur zweimal eine Ruhe von drei Stunden bewilligte. In den fünfzig übrigen Stunden ging der Marsch Tag und Nacht ununterbrochen fort, wodurch der Plan der Oesterreicher ganz vernichtet wurde. Der Prinz Heinrich hatte hierbei, wie bei mehreren seiner Kriegsoperationen einen vortrefflichen Gehülfen. Dies war sein Adjutant, der Hauptmann Kalkreuth, ein Mann von seltenen Eigenschaften, zum Feldhern geboren, schon damals als Jüngling bewundert, nachher als General von der Armee angebetet. Er war der unzertrennliche Gefährte Heinrichs, so lange der Krieg dauerte.

Die Russen standen um diese Zeit in der Lausitz, so wie auch Daun. Heinrich, der in der misslichen Lage des Königs keine Schlacht wagen konnte, richtete sein Augenmerk auf die feindlichen Magazine. Es glückte ihm auch, durch klug entworfene Unternehmungen die beträchtlichsten zu vernichten. Nun gingen die Lebensmittel an, den feindlichen Armeen zu fehlen. Die Oesterreicher hatten die größte Mühe, für ihren eignen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen, die sie nach Sachsen gezogen hatten, anstatt des Proviantes Geld an, um sich damit zu versehen. „Meine Soldaten essen kein Geld,“ antwortete Soltikow, und nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Polen. Laudon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Armeen bei Beuthen an der Oder zu ihrem Erstaunen ein Preussisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau, entschlossen alles zu wagen, selbst eine Schlacht unter den nachtheiligsten Umständen, um diese Festung zu retten. Da er nur 24,000 Mann stark war, und einen Ueberfall besorgte, so mußten seine Truppen alle Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Russen wagten es jedoch nicht, ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, zertrümmerten die Brücke mit Kanonenschüssen, um nicht verfolgt zu werden, marschirten längs dieses Flusses, und schienen ihre Absichten nun auf Breslau

zu richten. Ueberall aber fanden sie Preußen, und die Pässe wohl besetzt.

Der König war noch in der Nähe der Russen, als er sehr heftig vom Podagra befallen wurde. Nie war seine Besorgniß größer; denn man mußte von den Russen, sobald sie davon Nachricht erhielten, einen Angriff vermuthen. Friedrich, ganz außer Stande, selbst zu commandiren, hätte sodann, unter Hüftenschmerzen des Leibes und des Geistes, im Bette sein Schicksal erwarten müssen, das man voraus sehen konnte. Von dieser trostlosen Lage erfuhren jedoch die Russen nichts, und der König wurde abermals durch sein Glück gerettet. Da er weder ein Pferd besteigen, noch das Fahren aushalten konnte, so ließ er sich von Soldaten nach Köben, einem an der Ober gelegenen Städtchen, hintragen. Hier versammelte er seine Generale, machte ihnen die Heftigkeit seiner Krankheit bekannt, die ihn von der Armee entfernte, und gab ihnen folgenden Auftrag: „Versichern Sie meinen braven Soldaten, daß, obgleich ich in dieser Campagne viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als bis alles wieder hergestellt ist. Sagen Sie ihnen, daß ich mich auf ihre Bravour verlasse, und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen soll.“ Und nun dictirte er unter den heftigsten Schmerzen die Anordnung wegen der Cantonirungs-Quartiere.

Die Russen setzten indessen ihren verheerenden Marsch fort. Herrnsdorf war die Grenze ihres Schlesienschen Zuges. Da sich dieser offene, aber durch die Natur befestigte, und mit einigen hundert Preußen besetzte Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen verwandelt, und nach dieser That ging der Marsch der Russen unaufhaltsam nach Polen. Laudon fragte bei Soltikow an: was in dieser Lage die Bestimmung seines Corps seyn sollte? Soltikow antwortete: „Machen Sie damit, was Sie wollen, ich werde nach Posen marschiren.“ Noch blieb Laudon eine Zeitlang beim Russischen Heere; endlich aber trennte er sich von demselben höchst mißvergnügt, und zog sich nach den Oesterreichischen Staaten zurück.

Am Ende des Octobers waren ganz Schlessien und Branzenburg von den Russen und Oesterreichern befreit. Zwölf

brennende Dörfer und die flammende Stadt Surau bezeichneten den Abzug der erstern, mit vielen andern Verheerungen, da Sengen und Brennen durchaus zu ihren Märschen gehörte. Denn bei allen ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien machten sie wiederholt bekannt, daß auf hohen Befehl den Preussischen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben sollte.

Die Thätigkeit des Generals Wunsch hatte alle Erwartungen übertroffen. Das ihm zugetheilte Corps war nur 5000 Mann stark, und mit diesem hatte er seinen Marsch nach Sachsen angetreten, um dies mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er sich vor Wittenberg, wo die Besatzung 2000 Mann stark war, so verlangte der Commandant zu capituliren. Wunsch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freien Abzug, und eilte nach Torgau. Auch der Reichs-General Kleefeld, der hier commandirte, erbot sich gleich zur Uebergabe; man wollte aber seine Bedingungen nicht eingehn. Der Preussische Befehlshaber griff daher in der Nacht die Vorstädte an, trieb die Kroaten heraus, und rüstete sich zum Sturm. Nun erfolgte die Capitulation; die Besatzung erhielt einen freien Abzug, mußte aber ihre Artillerie und Munition zurück lassen. Sodann nahm Wunsch seinen Zug nach Dresden, wo die Belagerer sein aus aller Art Truppen zusammengesetztes Corps, Grenadiere, Musquetiere, Frei-Bataillone, Dragoner und Husaren, für eine ganze Armee hielten. Dies verursachte die Erleichterung der vorgedachten Capitulation von Seiten der besorgten Kaiserlichen und Reichs-Generale, und nun blieb für Wunsch nichts mehr übrig, als ein Rückmarsch nach Torgau, da diese Stadt in der kurzen Zwischenzeit von neuem besetzt worden war. Man hatte nur 500 Mann zur Besatzung darin gelassen, und jetzt rückte der General St. André mit einem starken Corps Reichs-Truppen und Deserireicher vor die Stadt.

Noch in der nämlichen Stunde, als Wunsch diese Nachricht erhielt, setzte er sich mit seinen leichten Truppen in Bewegung, ließ die übrigen folgen, und rastete nicht eher, bis er, dem Feinde unbemerkt, Torgau erreichte. Hier ließ er unter seine abgematteten Soldaten Wein austheilen, und

stellte sie in Schlachtordnung. Die Reichs-Truppen wurden endlich die aufmarschirten Preußen gewahr, und rüsteten sich zum Kampf, wobei sie, des Siegs gewiß, nicht einmal die Zelte abbrachen. Wunsch ließ ihnen auch dazu keine Zeit; er fiel mit seiner Reiterei über sie her, griff sie von vorne und in der Flanke zugleich an, und warf alles über den Haufen, ehe noch die Preussische Infanterie recht zum Schuss kommen konnte. Das ganze Corps von 10,000 Mann, worunter vier Cuirassier-Regimenter, zwei Dragoner-Regimenter, 1200 Grenadiere und 2000 Kroaten waren, flohen nach dem Walde zu, und ließen das Lager mit allen Feldgeräthschaften zurück.

Dies große Gefecht hatte die Folgen des glänzendsten Sieges, weil es den Preussischen Waffen die schon etwas sinkende Achtung wieder verschaffte, und der König dadurch, bis auf Dresden, wieder Herr von Sachsen wurde. Die edle Handlung eines Reichs-Generals bei diesem Gefecht verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Preussischer Dragoner vom Regiment Mettenberg focht, durch Kriegswuth begeistert, wie ein Held aus den Ritterzeiten; er warf alles vor sich zu Boden, und ohne sich um seine tapfern Mitsreiter zu bekümmern, drang er allein tief in die feindlichen Bataillone ein; hier verweilte er so lange mit seiner Blutarbeit, bis er hart verwundet mit seinem tödtlich verwundeten Pferde zur Erde stürzte. Die ihn umringenden feindlichen Soldaten wollten ihn vollends niedermachen, allein der General St. André hielt sie mit den Worten zurück: „Einen so braven Mann von einem so braven Regiment muß man retten.“ Er befahl sogleich für ihn Sorge zu tragen, und sobald er wieder hergestellt war, schickte er ihn mit einem Geschenk an Geld und einem Empfehlungs-Schreiben ohne Ranzion (Vdsgehd) wieder zu seinem Regiment.

Der König, der von der Schwäche des Wunschischen Corps nicht eine so schnelle Wiedereroberung Sachsens erwartet hatte, ließ bald nachher den General Finck mit einem stärkern Corps ebenfalls dahin aufbrechen. Zur Rettung von Dresden kam auch dieser General zu spät; allein er blieb doch nicht unthätig, sondern vereinigte sich mit Wunsch, und griff nun den 21sten September bei Corbis ein großes

von Haddick commandirtes Oesterreichisches Corps an, schlug es nach einem blutigen Gefechte, das den ganzen Tag dauerte, und machte 500 Gefangene.

So wurden, zum Ersauern der Welt, die verbündeten, siegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, vertheidigungsweise zu verfahren; sie wurden jetzt von der weit geringeren, geschlagenen und getrennten Preussischen Armee in allen ihren Bewegungen gefesselt, und damit zugleich alle ihre Entwürfe vereitelt.

S i e b e n t e s B u c h .

Nach allen den großen Anfällen, die Friedrich und seine Heere seit einigen Monaten betroffen hatten, war das Kriegstheater für den Rest des Feldzuges allein noch auf Sachsen eingeschränkt. Daun machte allerhand Entwürfe, den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben; da aber durch des letztern Wachsamkeit und überlegene Kriegstalente alle Versuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, sondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, so machte der Oesterreichische Feldherr den großen Entwurf, den Preussischen Heersführer von diesen Städten abzuschneiden, und ihn selbst in seinem Lager einzuschließen. Zu diesem Zweck theilte Daun seine Armee in verschiedene Corps. Das stärkste derselben commandirte der Herzog von Aremberg. Heinrich, der etwas von dem Vorhaben des Feindes errieth, und unter den Papieren eines Adjutanten dieses Herzogs, der gefangen wurde, die weitem Nachrichten fand, schickte nun sofort die Generale Fink, Wedel, Bunsch und Rebentisch mit ihren Corps auf abgefonderten Wegen. Alle stießen auf den Feind, der sich beständig zurückzog. Endlich trafen die Preußen den 29sten October bei Pretsch unweit Düben auf das große Arembergische Corps, das auch in großer Verwirrung auf den Rückzug dachte, den der Kaiserliche General Gemmingen mit einem Grenadier-Corps decken sollte. Der Preussische General Platen aber, an der Spitze von Dragonern und Husaren, stürzte in Carriere auf die in Anschlag liegenden